

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht zur Gleichschaltung kommen. Weshalb sollen Neigungen für ausländische Kultur, die bei den französischen und italienischen Eidgenossen nicht bloß als selbstverständlich betrachtet, sondern stets geradezu gerühmt werden, bei den ältesten, den deutschsprachigen Schweizern verdächtig sein? Wobei wir, da wir hier vor allem jene Kreise im Auge haben, denen geistige Kultur überhaupt noch etwas bedeutet, natürlich voraussehen, diese Gebildeten seien imstande, in Zeiten gesteigerter geschichtlicher Dynamik und Empfindlichkeit Zurückhaltung und Verzicht zu üben. Die statistische Tatsache, daß z. B. in Zürich immerhin neben 72,9 % schweizerischen und 13,7 % Zeitungen aus Frankreich bloß 7,1 % reichsdeutsche gekauft werden (in Basel und Bern sind deren noch weniger), dürfte immerhin so ausgelegt werden, daß dieser Verzicht bereits wirksam eingesetzt hat. Kaum wagt man zu denken, wie hoch die Prozentzahl ausländischer Blätter in der welschen Schweiz sein wird...

Beurteilen wir das Ausland und uns selbst immer richtig? Um Desfaitismus im Krieg zu vermeiden, heißt es, der Wirklichkeit schon im Frieden ins Weisse des Auges zu blicken. Hüten wir uns vor Selbsttäuschung und Überhöhung! Vielen von uns beginnen Worte die Wirklichkeit, Schein das Sein zu ersezzen. Wer es ernst mit unserm Volk meint, darf keine Vogelstrauß-Politik mehr treiben, auch nicht ihm zuliebe. Wir wollen der äußeren Gefahr den Segen abgewinnen, hinter Modeworten wieder mehr das Wesen zu erkennen, wieder mehr zu sein, statt nur zu scheinen. Dann könnte 1939 das Jahr einer neuen Eidgenossenschaft werden, die voll der Taten und der Ideen der von 1291 und 1815 wäre, dazu aber einiger, entschlossener, ohne unbekümmerten Haß gegen das eine oder voreingenommene Liebe für das andere Ausland. Dann können wir über Schopenhauers Erkenntnis „jedes Volk spottet über das andere, und jedes hat recht“ emporgelangen zur erwähnten Mahnung Gottsried Kellers, jedes Vaterland zu achten und das eigene zu lieben. Darin liegt für uns die wahrhaft schweizerische Ideologie beschlossen. Dann dürfen wir mit neuer Zuversicht an A. von Hallers Frage in trüber Zeit denken: „Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland, wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

Karl Alfonso Meyer.

Bücher Rundschau

Deutsche Erzähler.

Deutschland hat trotz den politisch erregten Zeiten noch immer Muße für umfangreiche Romane, die mit Behagen und dem Sinn für die Kleinmalerei genossen werden wollen. So schreibt der vielseitige Hans Brandenburg in „Vater Dellendahl“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1938) den „Roman einer Familie“ auf 700 Seiten. Vater Dellendahl, Prokurreist einer westdeutschen Firma der Textilbranche, Veteran des Krieges von 1870/71, Vater von sechs Kindern, treuer Arbeiter im Geschäft, zu Hause gutmütig-brummender Bär mit einer Kinderseele und dilettierender Maler, ist ein Original, an dem die Menschen nicht vorbeikommen. Sein Schicksal und das seiner weitverzweigten Familie — die Erzählung reicht bis über den Weltkrieg hinaus — schildert das Buch nicht sentimental, sondern mit der Gemütswärme, aus der auch beglückender Humor entspringt. So entsteht vor dem Leser das liebevoll ausgemalte Bild der deutschen Bürgersfamilie von ehedem, und es ist rührend, in solche Darstellung auch ihre Wandlung, zur Zeit der Umwertung der Werte um die Jahrhundertwende, einbezogen zu sehen. Man hat in Anzeigen auf Dickens getippt, um dem Buch seinen Platz anzeweisen, ich fände es noch rich-

tiger, auf Wilhelm Raabe zu deuten, schon wegen der ausgesprochenen und gesunden deutschen Prägung, die diesem Roman einer Familie eignet.

H. A. Houston Meyer, ein Texas-Deutscher, geht eine Generation weiter zurück und schildert in seinem „Texas-deutschen Roman“, der den etwas zu wenig kennzeichnenden Titel „**Konrad Bäumlers weiter Weg**“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1938) führt, an einem Beispiel die Besiedlung von Texas um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch deutsche Siedlerfamilien. Auch hier herrscht die liebevolle Schilderung der Einzelheiten, aber wenn schon das menschliche Interesse für die Gestalten des Buches immer wach bleibt, so frappieren doch vor allem die Einblicke in das seltsame Treiben jener Welt und Zeit: der Kolonialisierung der Südstaaten, zumal da man spürt, daß der Autor aus genauer Kenntnis der Zustände schöpft. Als erste größere Veröffentlichung des Autors ist das Buch eine erstaunliche Leistung: es enthüllt, immer den Blick auf seinen Helden gerichtet, ein umfassendes Kulturbild der neuen Welt um 1850, wie man es eindrucksvoller kaum wünschen kann.

„Das Buch einer Heimkehr“ nennt **Ina Seidel** ihren Roman „**Lennacker**“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1938). Es erzählt von einem jungen deutschen Offizier, der nach dem Weltkrieg aus dem Heeresdienst entlassen ist und sich auf dem „Weg zurück“ befindet. Er sucht Tante Ulrike, seine nächste Verwandte und Vorsteherin eines Damenstiftes auf, eine geprägte Lennackerin, vor der er sich wiederum seines Stammes bewußt wird — denn der Krieg hatte alles Individuelle ausgewischt. Die Lennacker aber waren eine Pastorenfamilie, und Hans Lennacker, der den Krieg hinter sich hat, als letzter Sproß des Stammes, ist entschlossen, andere Wege zu gehen. Wie er nun aber von der Grippe gepackt wird, ersteht vor ihm in seinen Fieberträumen eine Flucht von zwölf Bildern, Lebensbildern von Zwölf aus dem Stämme der Lennacker, alle geistlichen Standes von der Zeit der Reformation durch die Jahrhunderte heraus bis zu Großvater und Vater. „Der Weg zurück“ wird in ergreifender Verinnerlichung zu einem Hingucker auf die Stimme des Blutes, zu einem Sich-Hinneigen zur Geistestat der Väter. Hans Lennacker wird dadurch in seiner Berufswahl nicht umgestimmt: nicht das Amt, sondern die menschliche Würde seiner Väter wird er ins künftige Leben hinaustragen. Im Buch nehmen die zwölf Bilder den breitesten Raum ein: sie sind mit so kraftvollem geschichtlichen Tiefblick und mit so herrlicher seelischer Durchdringung gezeichnet, daß ihrer Wirkung nicht auszuweichen ist. Hier kann nicht mehr von dem Behagen des Lesers die Rede sein, hier folgt er mit der Ergriffenheit des Herzens.

Dasselbe gilt für den Roman „**Die Magdeburgische Hochzeit**“ von **Gertrud von le Fort** (Insel-Verlag, Leipzig 1938). Die Dichterin nimmt darin die Eroberung von Magdeburg im 30jährigen Kriege zum Vorwurf, die ja immer wieder die Erzähler reizt, und weiß die Darstellung des geschichtlichen Geschehens durch die Schilderung menschlichen Schicksals dem Herzen nahezubringen. Dabei pflegt sie einen merkwürdigen und eindrucksvollen, balladenhaften Vortrag, der am Ende sich reich entfaltet, sodaß gerade die letzten Szenen sich besonders nachhaltig dem Leser einprägen.

Es sei endlich noch neben den umfänglichen Romanwerken, von denen die Rede gewesen, das schmale, aber inhaltsreiche Bändchen erwähnt, in dem **Leopold Weber** unter dem Titel „**Auswanderer-Schicksale**“ von „deutschen Bauern- und Handwerkernsöhnen in Russland“ erzählt (Hermann Eichblatt-Verlag, Leipzig 1939). Mit dem milden Ernst des Mannes, der sich in tiefen Bezirken des Wesens seinen Vorfahren verbunden weiß und den es bewegt, um sie zu wissen, schildert er von ihren Erlebnissen und ihrem Aufstieg im Zarenreich bis hin zum ersten „Wetterleuchten des Bolschewismus“ (in den Jahren 1905/06). Es erfreut nicht nur, aus diesen schlichten und doch persönlich gestalteten Tatsachenberichten den Erfolg der Arbeit tüchtiger Menschen zu erfahren, das Büchlein ich gewichtiger: diese Auswanderer-Schicksale sind Dokumente einer entchwundenen Zeit — wie unendlich weit liegt sie zurück!

Carl Günther.

Neue Bücher über deutsche Kunst.

Jahrzehntelang nahmen die Bilder bei kunstwissenschaftlichen Werken eine allzu untergeordnete Stellung ein; dann aber erlebten wir kurz vor und besonders nach dem Weltkriege die Mode der Kunstbilderbücher, bei denen einem kurzen erklärenden Text eine reiche Auswahl ganzseitiger Bilder folgte. Dadurch trat nun das Bild als durchaus gleichberechtigt neben das geschriebene Wort; schade war nur, daß der enge inhaltliche Zusammenhang zwischen Text und Bilderfolge durch die räumliche Trennung etwas beeinträchtigt wurde.

Vor mir liegen nun mehrere populär-kunstwissenschaftliche, vor allem die deutsche Kunst behandelnde Werke; sie versuchen in Form und Anordnung neue Wege zu gehen, um den bearbeiteten Stoff den Lesern näher als früher zu bringen. So sucht z. B. Werner Büddemann in einem Buch „Welcher Stil ist das?“ (Franchsche Verlagshandlung, Stuttgart, 1938) Text und Bilder dadurch in engeren Kontakt zu bringen, daß jeder Bildersseite eine Textseite gegenübergestellt ist, in der in kurzen Schlagzeilen auf die wichtigsten Stilmerkmale des im Bilde Dargestellten aufmerksam gemacht wird. So erhält man tatsächlich einen guten Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Stile; man hat den Eindruck, daß der Verfasser den Stoff, der nicht nur die deutsche, sondern die gesamte Kunstgeschichte, einschließlich Indien, Ostasien und der islamischen Welt, umfaßt, gut kennt und beherrscht. Zu bedauern ist nur, daß das Format der gegen 500 Bilder doch etwas allzu klein ist, so daß man die Einzelheiten mitunter schwer erkennt. Bei dem von mehreren Verfassern — G. Schwander, T. Sommer, F. Böd — herausgegebenen Buche „Die deutsche Kunstsibel; ein Führer durch die Geschichte der deutschen Kunst“ (Verlag Bruckmann A.-G., München) sind die Abbildungen etwas größer, aber allerdings nicht so zahlreich wie beim Buche Büddemanns; auch hier sind die im allgemeinen recht zuverlässigen Textseiten den zugehörigen Bilders Seiten gegenübergestellt. Eine besondere Stellung nehmen die Bücher von Wilhelm Müseler über „Geist und Antlitz der romanischen Zeit“, „Geist und Antlitz der Gotik“ und „Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten“ (Safari-Verlag, Berlin, 1938) ein; denn die Anordnung der Bilder hat hier ganz entschieden ihre eigene Note. Der Verfasser versteht es nämlich gut, verwandte, aber verschieden aufgefaßte Darstellungen des gleichen Themas einander antithetisch gegenüberzustellen, wodurch der Leser selbst ohne Worte auf die Unterschiede der verschiedenen Stile aufmerksam gemacht wird. So sehen wir bald Architekturmotive (z. B. Türme, Giebelfronten, Innenräume) dann wieder Köpfe, Madonnen, Kreuzifixe usw. neben einander abgebildet, so daß der Leser andauernd zum eigenen Beobachten und Nachdenken angeregt wird. Auch im Text finden sich viel anregende Gedanken, wobei ich allerdings nicht mit allen vorgebrachten Meinungen einverstanden bin. Dafür nur ein Beispiel.

So scheint es mir doch gewagt, den Höhendrang der mittelalterlichen Architektur als etwas für die germanische Rasse besonders Charakteristisches hinzustellen; die Ansicht Müseler's, daß „das zum Himmel Aufragende der gotischen Dome Steigerung und Fortentwicklung des dem Deutschen von Anbeginn eigenen Raumgefühls“ sei, ist in dieser verallgemeinernden Form entschieden unrichtig. Einem oft geradezu ungestümen Höhendrang der Architektur begegnen wir, besonders seit dem VI. nachchristlichen Jahrhundert, doch auch außerhalb Europas, von Abessynien bis Tibet, von Borderasien bis Indonesien. Als Reaktion gegen die Horizontal-Architektur der griechischen und römischen Antike tritt uns dann ein ausgesprochen incommensurabler Vertikalismus schon beim byzantinischen Kirchenbau entgegen; ich kenne Kirchenruinen im Euphratgebiet (Kasr ibn Wardan), die den Querschnitt der gotischen Musterkathedralen beinahe erreichen. Vor allem die französische Gotik hat dann den Kirchenraum in unendliche Höhen emporgeführt, aber gerade die Deutschen haben da nur zögernd mitgemacht. Schon gleich anfangs haben sie die französische Gotik gerne ins Weiträumige übersetzt (Liebfrauenkirche in Trier, Elisabethkirche in Marburg) und beim Bau der großen gotischen Dome haben sie immer wieder die überschlanke-fingelgliedrige Konstruktion der französischen Vorbilder ins Schwerere und Gemessenere umstilisiert; vor allem aber in den vielen spätgotischen Hallenkirchen spricht sich die Vorliebe der Deutschen für Weiträumigkeit deutlich genug aus.

Die unvergängliche Schönheit der **Skulpturen des Bambergers Domes** hat **Karl Gröber** in einem beim Insel-Berlag in Leipzig 1938 herausgekommenen Büchlein behandelt. Hier sind zwar entsprechend der früher üblichen Weise Text und Bildtafeln getrennt; die letzteren führen uns aber in wundervollen Gesamt- und Detailaufnahmen die herrlichen Plastiken der Portale und Chorschranken, sowie den berühmten „Bamberger Reiter“ vor und Gröber hat dazu eine Einleitung geschrieben, die viele gute und richtige Gedanken enthält. Allerdings scheint es mir etwas gewagt, wenn Gröber die deutsche Kunst jener Zeit hoch über die Kunst der benachbarten Völker emporhebt. Wenn er z. B. sagt, daß die Bamberger Figuren „durch ihre innere Größe weit über die schönsten französischen Kathedralplastiken hinausragen“, so scheint mir dies doch etwas übertrieben. Ich verkenne zwar sicherlich nicht die großen Unterschiede, die zwischen der deutschen Plastik des XIII. Jahrhunderts und der frühgotischen Skulptur Frankreichs bestehen; aber diese Unterschiede betreffen weniger eine verschiedene Qualität, als eine verschiedene Entwicklungsstufe. Die entwickeltere deutsche Plastik geht bereits von starken individuellen Regungen aus, während die etwas ältere französische Kathedralplastik viel stärker mit der Architektur zusammengewachsen ist. Diese noch strenge Gebundenheit der französischen Plastik schließt aber eine hohe Qualität in keiner Weise aus. Gerade das Zurückdrängen des Persönlich-Individuellen im „Dienst“ um das Ganze verleiht ihr einen Zug monumental er Größe, der sie in dieser Hinsicht sogar über die späteren deutschen Werke emporhebt. Unwillkürlich ist man versucht, an parallele Erscheinungen in der griechischen Kunst zu denken: so stehen wir, ähnlich wie in Bamberg und Naumburg, auch bei Skopas vor einem elementaren Durchbruch des Seelisch-Individuellen. Aber gibt uns die Bewunderung der Kunst eines Skopas das Recht, die nicht tiefer, sondern nur auf einer andern Bewußtseins-ebene stehende, gebundenere Kunst eines Plüdias niedriger zu stellen? Selbst für den Bamberger Reiter ließen sich gewisse Parallelercheinungen in der griechischen Kunst nachweisen. Denn die Heraushebung des „Hochdramatischen“, die ihn auszeichnet und auf die Pinder in seiner „Kunst der deutschen Kaiserzeit“ mit Recht aufmerksam gemacht hat, erinnert an gewisse Strömungen der griechischen Plastik des IV. Jahrhunderts, z. B. Leochares.

Man verzeihe diese paar Auszeichnungen an Werken, die sonst viel recht Wertvolles und Eindrückliches enthalten. Aber es schien mir doch nötig, diesen Gedanken Ausdruck zugeben, weil bei den Bemühungen, zu einer klaren Erkenntnis des spezifisch Deutschen zu gelangen, oft etwas zu wenig auf gewisse, im Mittelalter so eminent starke über nationale Kräfte geachtet wird; diese aber müssen in ihrer Bedeutung richtig erkannt werden, um den lokalen Charakter ihres Auftrittens richtig verstehen zu können. Gerade weil die deutsche Kunst so hohe und so unvergleichliche Werte hervorgebracht hat, müssen wir alle Kräfte, die ihre Blüte ermöglicht haben, in ihrer Gesamtheit berücksichtigen.

Samuel Gehr.

Walter Kühn und Hans Lebede: Von Musikern und Musik. Verlag G. Freytag, Berlin. 1937.

Es war ein ausgezeichneter Gedanke, auf die vorliegende Weise eine Musikgeschichte in Briefen, Selbstzeugnissen und Fremdzeugnissen von Zeitgenossen und autorisierten Nachfahren darzubieten. Auf diese Weise gewinnen die großen Gestalten, gewinnt auch der Ablauf der Entwicklung etwas ungemein Lebendiges, und selbst der Fachmann wird hier wohl noch vieles Unbekanntes finden. Zu beanstanden wäre höchstens die Aufnahme etwas kitschig, romanhaft ausgeschmückter Darstellungen, wie etwa von Bartsch, Brachvogel usw. Derlei ans bloße Gefühl appellierende Bearbeitungen sind allerdings höchst beliebt, wie der Riesenerfolg der „Chronik der Anna Magdalena Bach“ beweist. Ebenso ist die Auswahl der Bilder denn doch etwas billig. Gegenüber der vorhergehenden Auflage ist Mendelssohn ganz fortgeblieben, und Richard Wagner nimmt nun einen ungemein großen Raum ein. Brahms dagegen tritt stark zurück; die Kritiken von Hugo Wolf über seine Symphonien sind ja historisch nicht uninteressant, aber angesichts der Enge des sonst gegebenen Materials über Brahms doch wohl etwas irreführend. Sind die alten Parteiuungen da immer noch nicht eingeschlafen?

E. Brod.

Von Schweizer Art und Vergangenheit.

Gonzague de Reynold: Contes et Légendes de la Suisse héroïque. Verlag Payot & Co., Lausanne. 1937.

Das vor etwa anderthalb Jahren neu herausgekommene Jugendwerk G. de Reynold's, *Contes et Légendes de la Suisse héroïque*, ist für den Freund schweizerischer Art und Vergangenheit eine Fundgrube wertvoller historischer Bilder; wissen wir es doch, „daß die Legende, als Symbol der Nationen und Helden, wahrer ist als die Geschichte“.

Die sehr verschiedenartigen Erzählungen, teils tragisch, teils komisch, und stellenweise poetisch anmutend wie Lieder eines fahrenden Ritters, sind zum Teil frei erfunden, meist aber fußen sie auf alten Überlieferungen. Wenn im Vorwort der Autor bemerkt, er habe den alten Legenden- und Fabelstil erneuern wollen, so ist ihm das voll gelungen. Die Geschichten zeugen nicht nur von gründlichem Kennen der alten Zeiten, sondern von so künstlerischem Schauen und Erfassen der plastischen Momente, daß sich dem Leser die einzelnen Situationen und Geschehnisse unverlierbar einprägen. Lebensvoll sehen wir Kentauren und Walküren das Uechtland durchziehen; oder die Reisläufer, ihrer Macht bewußt, trozig und tapfer ihre Haut zu Markte tragen; ergreifend wird der furchtbare Tod der christlichen Legion geschildert — Götter und Zwölfe, Märtyrer und Helden, Söldner und Heilige schwaben nicht unpersönlich in unnahbaren Fernen, sondern sind, dank der feinen psychologischen Zeichnung, uns sogleich vertraut und scheinen trotz der Distanz irgendwie mit uns verwandt zu sein. — Zur glänzenden Darstellung trägt auch der meisterhaft geschulte Stil bei, die Knappheit und Leuchtkraft desselben. — Die ergreifendste Erzählung ist wohl „Le conseil des morts“, wo die psychologische Schilderung in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens dringt.

Die nationale und die christliche Legende sind im Buch von G. de Reynold verjüngt, bereichert und vertieft worden. Hübsche Zeichnungen von Edmond Bille schmücken das Werk.

H. Schaefti.

Licht und Dunkel.

Trotz der eisernen Zeit, in der wir leben, ist der Traum der Schönheit noch lebendig. Immer wieder erheben die Dichter ihre Stimme und künden uns die heimlichen Gesichte ihrer Seele, die sie in einsamen Weihstunden erleben.

Hans Kaeslin, der Dichter von „**Licht und Dunkel**“ (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 1939) entstammt dem stillen Dorf am See, aus Beckenried, ist aber in Aarau zur Welt gekommen, wo er auch den größten Teil seines Lebens verbracht hat. Er ist voriges Jahr von seinem Lehramt als Professor für Deutsch am dortigen Gymnasium zurückgetreten. In seinen Versen besingt Kaeslin nicht nur die Größe unserer Alpenlandschaft, sondern zugleich die sanften Linien des Hügellandes und des Jura. Aber sein Dichter-Auge schaut über unsere Grenzen hinaus in die weite Welt, wo er die deutsche Landschaft aufruft, zugleich aber grüßt er die ihm verwandten Dichter, den Franzosen Leconte de Lisle und den Italiener Pascoli, deren Gesänge er in sein geliebtes Deutsch umdichtete.

Die Natur ist Kaeslin das Element, dem er seine Bilder entnimmt. Er betrachtet sie mit sinnendem Auge, alles Konkrete und Einzelne einbeziehend. Er durchlebt den steten Ablauf des Jahres, den „duftgetränkten Hauch“ des Frühlings, das Gewitter des Sommers, das Gold des Herbstes und den Dezember-Abend. Aber mitten im Bild der Natur erhebt sich die menschliche Stimme mit ihrem Fragen und Suchen.

Hörst du unterm dunkeln Brückenbogen
Ries wie Bähne Sterbender sich reiben?
Blicklos starrend fühlst du selbst dich treiben
Mit dem drängend grauen Zug der Wogen.

Die von inniger betrachtender Naturliebe getragenen Gedichte atmen eine tiefe Menschlichkeit. Dort steht ein Vater mit seinem Kinde am Grab seiner Mutter, ein ergreifendes Gespräch mit ihm führend, da „An H...“ wandert er mit ihm durch die Fluren. Während es Blumen vom Wegerand pflückt, sinnt der Dichter:

Ich werde nicht dabei sein, du Geliebtes,
 Wenn du mit reifer Kraft, was dir gemäß,
 Erfassend und mit heiterm Sinn dich mühend,
 Soviel des Glückes hast als werden mag,
 Wenn die Erhabenen ihre Strahlenaugen
 Zu freundlichem Gewähren auf uns lenken.

Was aber diese Gedichte besonders auszeichnet, ist der *seelische* Grund. Nur dann spricht das Wort zu uns, wenn es in den tiefsten Schächten der Seele geboren wurde. Diese Seele empfindet den Zwiespalt und das Leid dieser Erde. Sie erlebt die Tragik außer ihr in den Gedichten „Mord“ und „Der Selbstmörder“; aber auch von inwendigem Leid weiß sie in Sehnsucht und Schwermut zu sagen. Welch herrliche Verse:

Und wie nun schattenhaft und leer
 die Stunde zieht, und Erzes Schlag
 sie dennoch mißt wie jeden Tag,
 so wird dein Herz von Heimweh schwer.
 Es klagt der Erdendinge Flucht
 und ewiger Zerstücklung Pein,
 da doch ein ungeteiltes Sein
 in Dauerndem die Seele sucht.

Aber im Dunkel, in der Traurigkeit bleibt der Dichter nicht stehen, er schreitet aufwärts zum Licht. Er weiß um des Lebens hohes Gut und dankt jauchzend dem geheimen Walten für das unverdiente Geschenk in „Auszug und Rast“. Trotz allen Zwiespaltes und Leides gibt es einen Aufschwung der Seele, eine Entrückung, ein Glaube an die Allverbundenheit in der Liebe. Und gerade, wenn sich die Seele im Düster zu verlieren scheint und tief einsam ist, spürt sie den Atem Gottes. Das Dunkel, die Realität, die Natur, die Vielgestaltigkeit des Erdenlebens weisen diesen Dichter hinauf zur mystischen Einung mit dem Göttlichen.

Und wie es Außen nicht mehr gibt und Innen,
 Ist neue Liebe auch in uns gediehen:
 Du bist in unverzehrendem Erglühen
 Ein Teil von Allumfassers stärem Minnen.

Daß der Erzieher Käeslin, der immer auf die Verantwortung gegenüber der Sprache hinwies, als Dichter sich der strengen Schulung unterwirft, versteht sich von selbst. Wie ein C. F. Meyer oder ein Heine an ihren Gedichten feilten und arbeiteten, bis das beschworene Wort den Sinn und das Gefühl wiedergab, so tut es auch Käeslin.

Möge der blaue Band dieser lhrischen Ernte alle Stillen im Lande suchen und finden, die noch wissen, daß die Dichtung die Nächte unseres Seins erhellt, erhöht und verklärt.

Ernst Merz.

Soglio.

Tina Truog-Saluz. *Soglio. Eine Bündner Familiengeschichte.* Verlag Friedr. Reinhardt, Basel. 1937.

Soglio! Wer dieses Bergdorf, diese dominierenden Palazzi der Salis gesehen hat, begreift, daß schon das Äußere eines Dichters Aufmerksamkeit auf sich lenken muß. Bedrückt von hochaufragenden, absturzdrohenden Felswänden, aus der Talsohle nur auf schmalen Sträßchen und einem Fußpfad erreichbar, thront Soglio auf kleinem Plateau über dem Tale. Wer hier oben Paläste baut, muß mit dem Dorfe innerlich besonders tief verwurzelt sein. Und wenn die Palazzi heute noch unterhalten und gepflegt und zum Teil bewohnt werden, trotzdem die Besitzer in alle Winde zerstreut sind, so spricht daraus eine Liebe zum Angestammten, eine Tradition, ein Wille zur Treue zum Stammsitz der Vorfahren. Aber nicht nur der Stammsitz, sondern ebenso sehr die Bedeutung des Geschlechtes, die Familiengeschichte bindet und verpflichtet zugleich. Dem fremden Beschauer drängt sich unwillkürlich der Wunsch auf, in die Geschichte des Geschlechtes v. Salis-Soglio eingeweiht zu werden.

Das vorliegende Buch von Frau Tina Truog-Saluz will uns einen Teil dieser Geschichte bieten. Mit dichterischem Empfinden und gehobener Sprache schildert sie uns den ausgewählten Zeitabschnitt einer Generation der Familie, macht uns bekannt mit den Vorfahren, den Beziehungen zum Weltlin, mit den erreichten militärischen Stellungen in fremden Kriegsdiensten.

In der Mitte des Hauptinteresses steht die fein gezeichnete Frau Margret, ihr Lebensziel, als Witfrau ihrem Sohn Joh. Rudolf eine der adeligen Familie würdige Erziehung angedeihen zu lassen. Der gute Kern der edlen Familie liegt schon im jungen Johann Rudolf; er wird im Verlaufe des Romans zur schönen Frucht entwickelt, die sich äußert in der unverbrüchlichen Treue zu Soglio, Ehrerbietung vor der Mutter und Standhaftigkeit zum Guten trotz aller Versuchungen.

Verleht es dichterisches Fühlen, daß wirtschaftliche Bedingungen die äußere Trennung von Soglio durch Mutter und Sohn zur Notwendigkeit werden lassen, wie es der Tatsache entspricht? Die Flucht vor dem drohenden Bergsturz, der effektiv nicht erfolgt ist, der aber Soglio und damit die heute noch währende Unabhängigkeit der Familien v. Salis-Soglio zu ihrem Stammsitz und zum Dorfe begraben hätte, schadet als Schlüß dem Roman deshalb, weil eben auch nach dem Wegzug der Familien die traditionelle Treue blieb und dadurch die Sympathie zu den beiden Hauptgestalten erhöht und die Frage nach den mitverbündeten Dorfbewohnern nicht offen gelassen hätte.

-n.

Aus dem Thurgau.

Thurgauer Wanderbuch. I. Westlicher Kantonsteil. Herausgegeben von der Thurgauer Verkehrsvereinigung. Frauenfeld. 1938.

Heinrich Hürlimann, Schriftführer der Thurgauer Verkehrsvereinigung, hat als Verfasser dieses vortrefflichen Führers für Fußwanderungen in „Mostindien“ eine Musterleistung geliefert. All die Wege hat er selbst erprobt oder durch zuverlässige, ortskundige Wanderer sich angeben lassen. Er zeichnet sie mit gemütlicher und genauer Deutlichkeit in der Beschreibung, unter Begleitung von Höhenprofilen und Bildern, nach eigenen Aufnahmen, in so reicher Zahl und lebendiger Sprache und Anschaulichkeit, daß man aus diesem Buche bester Heimatkunde warme Freude schöpft, auch ohne es auf seine Absicht und deren Ausführung hin zu prüfen. Denn es ist eine Lust, es daheim zu genießen. Aber freilich macht es „gläschig“, daß alles, was es schildert und abbildet, in der Natur aufzusuchen. Abgesehen von den Ferienfahrtenbeschreibungen eines Hans Schmid kennen wir kein anderes ähnlich oder gleich geeignetes Handbuch für Wanderfreunde. Einzig die Anordnung und Reihenfolge der Routen dürfte etwas durcheinandergeraten sein. Natürlichweise sollte doch, dem Anschluß an die westlichen Nachbarkantone gemäß, der Rhein und Untersee in einem Zuge auf der Talstrecke, wie der begleitende Höhenweg, durchgehend dargeboten werden und nicht zum Teil erst zwischen den vielen Wegen zum sogenannten Thurgauer Rigi, dem Nollen, eingekleilt sein. Auch gehören die Bilder von dorther nicht ins Wiler Viertel. Man verzeihe, wenn wir, in der „Visitenstube“ des Kantons wohnend, von unserer Gegend gerne eine zusammenhängende Darstellung sähen und auch im eigenen Interesse des Wanderbuches für dessen gewiß bald notwendige zweite Auflage oder den zweiten Band solche Verbesserungen und Ergänzungen wünschen, die seinem Zweck und Nutzen entsprechen. So machen wir auch die Besucher dieser schönsten und lieblichsten Landschaft darauf aufmerksam, daß jetzt schon, zwischen Seerücken und Ufer, ein bezeichneter „Höhenweg“ mit vielen Ruhe- und Aussichtspunkten, im Schatten des Waldrandes, von Mammern über die Ruine Neuberg nach Glarisegg führt. Er könnte westlich und östlich fortgesetzt werden, als mittlere Linie. Das Wanderbuch mit seiner prächtigen Karte, deren rote Linien freilich vorderhand bei Steckborn, Müllheim, Weinfelden, Nollen, abbrechen, regt mächtig zu weiteren Vorschlägen für die Ausdehnung des Wanderwegnetzes an, im ganzen nordöstlichen Gebiete unseres Vaterlandes. Ist sie doch keineswegs und gottlob nicht schon völlig „ausgebeutet“ von der sogenannten Fremdenindustrie und somit ein dankbares Feld jener inneren Erforschung der Heimat, die immer noch und hoffentlich immer mehr wieder zu Fuß gemacht werden muß und mag. Ihr ist der Verfasser des hiermit allen Wandersleuten und

Wanderlustigen ans Herz gelegten kleinen seinen Führerbuches ein nimmermüder Pionier. Wir freuen uns im voraus auf den angezeigten zweiten Teil.

Arnold Knellwolf.

Genf.

Franz Farga: Genf, Roman einer Stadt. Mit 32 Kunstdrucktafeln. Albert Müllers Verlag, Zürich und Leipzig 1938. 184 Seiten.

An diesem Buch eines bis jetzt nicht hervorgetretenen Verfassers, der ein ausländischer Völkerbundsjournalist sein soll, ist zweierlei von vornherein zu loben: der Gedanke, dem es entsprungen ist, und die Beigabe von gut ausgewählten und vorzüglich wiedergegebenen Bildern. Genf nimmt unter den mitteleuropäischen Städten eine einzigartige Stellung ein. Wenn irgend eine nördlich der Alpen, so ist diese Stadt eine Persönlichkeit und kann als solche beschrieben und erzählt werden, so daß hier der Untertitel „Roman“, den die heutige Mode jedem beliebigen Buch beizulegen gestattet, einen guten Sinn bekommen kann.

Der Verfasser schreibt uns freilich keinen Roman. In einer gewissen Vollständigkeit werden zwar die großen Nährinnen und Buhlerinnen vorgeführt, die während der letzten zwei Jahrhunderte in so stattlicher Zahl Genf und die lemanischen Seeufer zum Schauplatz ihrer vielbewunderten hysterischen Anfälle und Ehebrüche mit nicht minder großen Poeten und Pianisten aus allen Ländern Europas gemacht haben, und insofern fehlt es da nicht an Roman. Wir erfahren das Alter der betrogenen Gatten, die Versöhnungen und Rückfälle, auch wenn der Schauplatz nicht mehr Genf, sondern Italien oder Budapest heißt; des großen Weimarer fühes Erlebnis mit einer Genfer Dirne wird uns nicht vorenthalten. Aber zum Glück füllt das alles doch nur etwa ein Drittel des Bandes, und das Übrige ist nicht der Roman einer Stadt, sondern deren ganz ernsthafte Geschichte, angefangen bei den Pfahlbauern bis herab zu dem anerkennenswert vorurteilslos gezeichneten Völkerbund und zu unserm so sympathischen Zeit- und Eidgenossen Leo Nicole. Und diese Geschichte zu erzählen lohnt sich gerade dann doppelt, wenn man es in deutscher Sprache und für uns deutsche Schweizer tut. Hat auch die Eidgenossenschaft einen rein deutschen Ursprung und ist nichts anderes als ein Bund oberdeutscher Bauern- und Bürgerschaften, der „alt große punt in obertütschen Länden“, „Les ligues suisses des Hautes-Allemagnes“, „liga Theotonica“, deren Entstehung keine Leute beteiligt sind, „so einer andern Nation und Sprach dann tütscher“, — bedeutsam ist es doch, daß die erste moderate städtische Demokratie Europas das welsche Genf gewesen ist, daß hier allein vor der großen Revolution ein bürgerliches Gemeinwesen die wie überall entstandenen Ungleichheiten mit Erfolg bekämpft und eine wirklich demokratische Stadtgemeinde, wenn auch nur für kurze Zeit, verwirklicht hat. Der tatsächliche Zusammenhang zwischen diesem Genf und der großen Revolution wird nicht nur in sinnbildhafter Art augensfällig durch die Namen Rousseau und Necker, sondern er tritt dem Beobachter lebendig vor Augen. Genf gehört nicht durch eine Art Zufall zu uns, oder durch die geographische Lage (das am allerwenigsten), noch durch Eroberung, es ist zu uns gekommen infolge seiner innern Geschichte, seiner, Genfs eigener Idee. Das läßt sich weder vom Fürstentum Neuenburg sagen, noch vom Waadtland, noch von den Bistümern Sitten und Pruntrut. Genf hat seine Größe, der Besucher der Rhonestadt wird alsbald bei der Ankunft von ihr ergriffen und merkt, daß hier Stärkeres lebt als in den ehrenwerten alemannischen Gemeinwesen mit ihrer doch auch nicht unbedeutenden Vergangenheit. Selbst in der engsten Engherzigkeit seiner calvinischen Blütezeit atmet Genf hohe Kraft, europäische Weite, unbeugsamen Willen, der Ungewöhnliches durchsetzt, Rom vergleichbar. Es ist eine Herrscherin gewesen durch Jahrhunderte. Weder die Niederlande, noch Schottland, noch die nordamerikanischen Staaten sind denkbar ohne Genf.

Schade nur, daß all das nicht mit rechter Überzeugungskraft in dem Buche Fargas ausstrahlt. Wichtige Dinge werden uns da in ungeschickten Säzchen gesagt, die in eiligem Übersichtenstil kurzatmig dahinragen, ohne rechte Verbundenheit und ohne daß der Funke in des Lesers Seele überspränge. Die Entstehung der Oligarchie wird uns dargestellt, als sei sie ganz zufällig und gerade nur in Genf so verlaufen;

keine Einordnung in die uns geläufige allgemeine und schweizerische Geschichte, nichts, was uns verständlich machen könnte, worin nun die Eigenart Genfs liegt, daß nämlich hier, und nur hier, gegen die Zustände der vorrevolutionären Jahrhunderte, des politischen Barocks, eine Gegenwirkung erfolgt, die die Früchte der großen Revolution vorwegnimmt. Die Parteikämpfe bleiben in dieser Art Darstellung unverstanden, manche Partien des Buches hängen förmlich in der Luft. Man erlebt hier Genf nicht, man schaut nur wissbegierig hinein.

Das Buch ist auch nicht frei von allerhand Fehlern. Wer vor dem Verfasser hat jemals am Genfer Reformationsdenkmal die Standbilder Luthers und Zwinglis (noch dazu „in der Mitte, auf einem erhöhten Postament“) oder das des Melanchthon gesehen? Sie fehlen alle drei. Welcher Genfer kennt eine vom Montblanc her wehende Bise? Welche Landkarte zeigt dem Verfasser „Bouveret, wo die Rhone in den See mündet“, „im nördlichsten Winde“ der Seelandschaft?

Hat ein durch und durch französisch denkender Verfasser selber das Buch auf deutsch versetzt, dann verdienen seine deutschen Sprachkenntnisse sicherlich alle Anerkennung, aber der Verleger durfte den Entwurf so nicht in die Druckerei geben. Oder galt es die Probe zu machen, was sich nachgerade die deutschen Schweizer an Übersetzungskauderwelsch bieten lassen? Viele der Sätze sind undeutsch gesformt oder gebaut, zuweilen werden sie erst lebendig, wenn man sie sich ins Welsche zurücküberträgt. Die „großen Amourösen“, das „amouröse Leben“, das „Tribouger Gebiet“ bedeuten unnötigen Verzicht auf Verdeutschung. Überdon hat wohl bernische Landbögte, doch nie einen Landmann gekannt. Die Eidgenossen des Mittelalters nennen wir niemals die Helvetier. Wallmauer (für Stadtmauer oder Wall) ist ein formal mögliches, aber nicht gebräuchliches Wort. Luthers berühmte Thesen waren keine Disputationen. Zu solchen Mißgriffen kommen eigentliche Sprachschnizer: störrig statt störrisch, ein abgemagertes Gesicht nennt der Verfasser „von vielen Krankheiten gehöhl“; auch „die erstbeste Frau, die ihm unter kam“, die Verwechslung von bekräftigen und bestärken („Bern bekräftigte den Genfer Generalrat in seinem Vorhaben“), „Bonaparte zettelte gegen die Bourbonen“, „das gerade stachete seine Kampfnatur“, all das würde dem Rotstift jedes Deutschlehrers zu tun geben.

Dennoch, auch ein solches Buch über das unsterbliche Genf legt keiner aus der Hand, ohne sich vorzunehmen, die Stadt wieder einmal zu besuchen und dabei das viele nachzuholen, was bei früheren Besuchen etwa versäumt worden.

Eduard Bloch.

Europa und Asien.

Sir Percy Sykes: Europa sucht China. Dreitausend Jahre Kampf um die Entdeckung des sagenhaften Cathay. Verlag W. Goldmann, Leipzig, 1938.

Sir Percy Sykes wurde um die Jahrhundertwende und noch mehr während des Weltkrieges als englischer Forschungsreisender, Offizier und Diplomat in Persien und dessen innerasiatischen Nachbarländern bekannt. Die Bücher, die er über seine Erlebnisse schrieb, gelangen ihm ausgezeichnet. Er schrieb aber auch über die Erlebnisse anderer, schrieb Geschichte, und diese Bücher haben weniger Kraft und Glanz.

Heute, an seinem Lebensabend, erzählt er die Geschichte des „vielleicht größten Ereignisses des Mittelalters, der Entdeckung Cathays“, also Chinas, durch Marco Polo, eine Geschichte, die mit sagenhaften Kunden des griechischen Altertums über das „Volk der Seide“ beginnt, in den Reisen chinesischer Sendlinge und Forscher und den Seefahrten der Araber festere Fäden webt, über die Gesandtschaften Carpini und Ruyshbroeks beim mongolischen Weltherrscherr zur Reise Marco Polos aufsteigt und in der ungeheuren Wirkung gipfelt, die der Bericht seiner Reise in den abendländischen Geistern seiner Zeit auslöste, und mit der Eröffnung der neuzeitlichen europäisch-chinesischen Beziehungen auf dem Seeweg Vascos da Gama schließt. Wahrhaftig eine gewaltige Geschichte, ein gewichtiger Teil der Weltgeschichte, den wir Mitteleuropäer noch schlecht kennen, dessen Bedeutung zum mindesten uns noch nicht genügend bewußt geworden ist.

Den Engländern sind diese weltgeschichtlichen Geschehnisse vertrauter. Deshalb erzählt sie Sykes auch nur wieder, weil er „den Spuren Alexanders des Großen, des ersten chinesischen Forschers Hsuan-tsang, Marco Polos und anderer berühmter Reisender in Asien nachgegangen“ sei. Also ähnlich wie Sir Aurel Stein und Sven Hedin. Aber diese Beiträge zu der geschichtlichen Länderkunde aus Selbsterlebtem und Selbstforschtem sind leider düftiger, als man nach dem Vorwort erwarten dürfte. Andererseits wirkt in dieser Geschichte der Begegnung der zwei mächtigsten Kulturen unseres Zeitalters selbst ein so großes Ethos und Pathos, daß jede Wiedererzählung gerechtfertigt ist, die dieses Ethos und Pathos gebührend zu gestalten versteht — aber auch dieses Verdienst können wir Sykes kaum nachrühmen.

Sykes' „Europa sucht China“, m. W. die einzige zusammenfassende Darstellung dieses weltgeschichtlichen Ausschnittes auf dem deutschsprachigen Büchermarkt, ist lehrreich und im allgemeinen zuverlässig. Wieviel Stoff der Verfasser verarbeitet hat, zeigt das sehr begrüßenswerte ausführliche Namenverzeichnis. Dazu hätte man sich allerdings auch eine bibliographische Zusammenstellung gewünscht. Gute Karten helfen zur Orientierung, während die vorzüglichen Wiedergaben einer englischen Asienkarte von 1562 und holländischer Kupferstiche aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ebenso sehr Aufschluß wie Entzücken gewähren.

E. H. v. Tschanner.

Lockende Horizonte.

Lincoln Ellsworth: Lockende Horizonte. Verlag Alb. Müller, Zürich-Leipzig 1938.

Diese Lebensgeschichte des berühmten Polarforschers, von ihm selbst verfaßt, ist ein ungemein spannendes, prachtvolles Buch, das ich in einem Zug durchgelesen habe. Es ist schwer zu sagen, was den Leser mehr packt, die tollkühnen Polarfahrten, der eigenartige Entwicklungsgang des jungen Forschers oder der sich wiederholt dramatisch gestaltende Konflikt zwischen Sohn und Vater, der alles daran setzte, um ihn auf andere Wege zu leiten. Zunächst findet der große Finanzmann es unerklärlich, ja fast beleidigend, daß sein einziger Sohn keinerlei Interesse für die väterliche Laufbahn, die so gewaltige Erfolge gebracht hat, zeigt, sondern phantastischen, brotlosen Ideen nachgeht; später, als alle seine Einwendungen nichts helfen, war es die Furcht um dessen Leben, die seine letzten Lebensjahre beherrschte.

In der Schule war Lincoln kein Wunderkind; sie war für ihn ein jahrelanger Schrecken, mit der er nichts anfangen konnte. So geht es von Mißerfolg zu Mißerfolg. Die Bensuren waren immer bejammernswert schlecht. Öfters mußte die Schule gewechselt werden, und nur mit größter Not und Nachhilfe gelangte er 15jährig in die „Hill School“. Aber auch hier waren seine Leistungen so ungenügend, daß der größte Teil seiner freien Zeit mit Strafarbeiten belegt war. Für ihn war jede Schule nur ein Kerker. Nach den Ferien vergoß er in der Regel eine Woche bittere Heimwehtränen. Eine Lungenentzündung hastet als glückliche Episode in diesen trüben Erinnerungen, die Schulbücher konnten ihm nicht ins Krankenzimmer folgen, und hernach gab es einige Wochen Erholungsferien. Nur bei den turnerischen und militärischen Übungen glänzt er und bringt es bald zum Sergeanten. Als Knabe schon interessieren ihn in der Bibliothek seines Vaters die großen schweren Atlanten, die er auf den Boden legt und, auf dem Bauch liegend, studiert. Die vielen weißen Flecken mit den Bezeichnungen „unbekannt“ oder „unbeforscht“ belebten seine Phantasie. Welch herrliches Gefühl mußte es sein, an der Grenze des Unbekannten zu stehen und in Gebiete einzudringen, wo sich neue Horizonte öffnen und Länder zu entschleiern, die kein menschliches Auge noch je gesehen.

Drei Eigenschaften zeichnen den jungen Lincoln aus: ein unwiderstehlicher Drang zur freien, ursprünglichen Natur, unbeugsamer Wille und heroischer Sinn, bereit, auch das Letzte einzusezen, um das einmal gesteckte Ziel zu erreichen. Nicht durch die Schule ist er zum Wissenschaftler geworden, nein, er hat den umgekehrten Weg eingeschlagen, sein tiefes Naturempfinden mit einer selten entwickelnden Beobachtungsgabe haben ihn zum wissenschaftlichen Forscher gemacht. Trotz des Gegensatzes zum Vater zeigen die beiden Naturen doch manche Übereinstimmung. Auch

der Vater schätzte die Natur, doch nicht die wilden Naturgewalten, sondern die gezähmte Natur. Er war ein großer Baumliebhaber. Sein Bestreben ging dahin, seinen Besitz durch Anlage von Alleen zu verschönern. Mit viel Mühe und Kosten werden alte, gut entwickelte Holzarten weit hergeholt; die Landschaft veredelte er durch Anpflanzen stattlicher Bäume, wobei auf wirkungsvolle Ausblicke große Sorge verwendet wurde. Auch er hatte seine kostspieligen Leidenschaften, so das Sammeln von Andenken, Antiquitäten und Kostbarkeiten. Im Schloß Lenzburg hatte ihn der berühmte Tisch, der Friedrich Barbarossa gehört hatte, besonders angezogen. Er will ihn erwerben; doch das historische Stück gehört zum Schloß. Da kauft er, um des Tisches willen, das Schloß mit Umschwung. Seine Lebensphilosophie war: es sind die kleinen Dinge, die man beachten muß, um die großen zu erreichen. Und wieviele Kleinigkeiten sind zu beachten, wenn eine Polarexpedition auszurüsten ist; von solchen Kleinigkeiten hängt oft nicht nur der Erfolg, sondern Leben und Tod der Besatzung ab. Der Vater war ein großer Mäzen, der Unsummen für allerlei öffentliche Zwecke stiftete, aber niemals hat er eine Schnur durchschnitten. Er nahm sich immer die Mühe, die Knoten zu lösen und die Schnur zur späteren Verwendung sorgfältig aufzurollen.

Obwohl der alte Ellsworth ein unermessliches Vermögen besaß, ist sein Sohn im besten Sinn des Wortes ein Mann aus eigener Kraft. Das war wohl sein Glück. In Anbetracht der Spannung zwischen Vater und Sohn war nach amerikanischen Verhältnissen eine Erbteilung durchaus möglich. So sehen wir den jungen Lincoln zunächst als Kettenmann und Lampenträger in einer Kohlenmine; alsdann lernte er die ersten Grundlagen der Landesvermessung, später trieb er Bergschaff Jagd in den Rocky Mountains, diente in sehr bescheidener Stellung in einer Vermessungsgruppe der Pacific Railroad in Canada. Hier lernte er die unendlichen Weiten der Prärie kennen, tat vom nördlichen Alaska den ersten Blick nach den unbekannten Fernen des nördlichen Eismers. Er stellt seinen Mann, wird 1905 leitender Ingenieur in einem Bergwerk Alaskas, später Vermessungsingenieur der Bahn durch das kanadische Felsengebirge. Als man am Meer war, wurde er Gründer von Prince Rupert. Sein Zelt war das erste „Gebäude“ der zukünftigen kanadischen Metropole am pazifischen Ozean. Erst 26 Jahre alt; fünf Jahre, nachdem er als Collegestudent vollständig Schiffbruch gelitten hatte, hat ihn jetzt eine große Eisenbahngesellschaft mit einer verantwortungsvollen Aufgabe betraut.

Die folgenden Jahre führt L. Ellsworth in engster Verbindung mit der Natur ein unstetes Wanderleben, bald ist er hoch im Norden, bald im Grand Cañon in Kalifornien oder in der Wüste, entdeckt fossile Algen schichten aus dem Altertum der Erdgeschichte, verfolgt die Lebensgewohnheiten von Gebirgs- und Wüstentieren, wird 1913 Assistent der staatlichen biologischen Anstalt, aber immer sind seine Gedanken in der fernen Arktis und Antarktis. 1914 lernt er Admiral Peary kennen. Dann kam der große Krieg; seine Bemühungen in Paris, in das aktive Fliegerkorps eingeteilt zu werden, hatten keinen Erfolg. Dagegen brachte ihm dieser Aufenthalt die erste Begegnung mit Amundsen. Eine schwere Erkrankung und weitere Jahre der Kräftigung und des Training verzögerten neuerdings seine Pläne. Inzwischen war er 44 Jahre alt geworden, eigentlich schon zu alt für einen aktiven Polarsforscher.

1925 startete er mit Amundsen, Riiser Larsen und Dietrichsen in zwei Dornier Wal von Spitzbergen nach dem Nordpol. Eine Havarie erfordert eine Notlandung: es wurde zwar eine hohe Breite, aber das gesteckte Ziel nicht erreicht. Das eine Flugzeug ging dabei in Trümmer. Es brauchte drei Wochen übermenschlicher Arbeit, um eine Startbahn herzustellen. Genau vier Wochen nach dem Abflug treffen die Führen, bereits von aller Welt ausgegebenen Forscher wieder in Kingsbai ein. Unter Leitung von Amundsen, Ellsworth und Nobile gelang im folgenden Jahr, unter schwierigen Umständen, mit dem lenkbaren Luftschiff „Norge“ der transarktische Flug von Spitzbergen über den Nordpol nach Alaska.

Nun verlegt Ellsworth seine Tätigkeit in die Antarktis. Nach dem Ableben des Vaters ist er jetzt in der Lage, eigene Expeditionen auszurüsten. Zwei große Unternehmungen im neuen Gebiet bringen trotz sorgfältigster Vorbereitungen keinen Erfolg. Doch lässt er sich nicht entmutigen. Im antarktischen Sommer 1935/36 gelang ihm, nach Jahren der Enttäuschung, als erster eine Durchquerung der Antarktis von Westen nach Osten, d. h. vom Weddell- zum Rossmeer und die Ent-

dedung neuer hoher Gebirge mit Erhebungen von über 4000 Meter, vorher von keines Menschen Auge je gesehen.

Die Beschreibung ist kurz, sachlich, oft von beinahe militärischer Präzision, ohne jegliches Renommieren; große Leistungen werden fast als Selbstverständlichkeit dargestellt. In dieser Schreibweise liegt der Reiz und die große Anziehungs-
kraft des Buches. Man lese es selbst; hat man einmal angefangen, so kommt man davon nicht mehr los. Vor wenigen Wochen ist Ellsworth von seiner vierten Reise in die Antarktis nach Australien zurückgekehrt. Bald wird er von neuen Taten zu erzählen haben.

M. Rilli.

„Die Krankheit der europäischen Kultur“.

Christoph Steding: Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur. Han- seatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938.

Zu Beginn des Jahres 1933 erschien in der Schweiz ein junger Historiker, stellte sich vor als Vorbereitungen einer „Forschungsarbeit“, die mit Hilfe der Rockefellerstiftung (diese stattete den jungen Forscher so reich aus, daß er daraufhin heiraten und jahrelang im Ausland reisen und arbeiten konnte) „das Verhältnis der neutralen Staaten zu Bismarcks Reichsgründung“ darstellen sollte. Er fand offene Türen; besonders lang hielt er sich in Basel auf, wo angesehene Männer seine Unternehmung förderten, ihn überall gut einführten, so daß Leute, die sonst sehr zurückhaltend sind, ihm ihre Familienarchive eröffneten. Er hielt sich in der Folge ebenso längere Zeit in Holland auf, dann in Kopenhagen und Stockholm. Seine Förderer waren natürlich sehr auf das Ergebnis dieser Forschungen gespannt. Sie waren es um so mehr, als inzwischen der Umbruch in Deutschland für diese Art Forschung neue Fragen aufwarf. (Steding selbst sagte damals noch von dem zur Herrschaft gelangten Nationalsozialismus, „das Richtige“ sei „auch das noch nicht“.) Sie mußten sechs Jahre warten, um schließlich zwei Überraschungen zu erleben, die zugleich eine starke Enttäuschung waren: die „Forschungsarbeit“ betitelte sich jetzt polemisch „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur“ und war wohl 770 Seiten dick, aber nicht ein wissenschaftliches Werk, sondern ein etwas verworrender Erguß und eine Schmähchrift, und — die andere Überraschung — der Verfasser war kurz vor der Drucklegung gestorben und damit der Auseinandersetzung entzogen. Als Herausgeber mit Einleitung und Schlußwort zeichnet Prof. Walter Frank vom „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“. Übergehen kann man um dieser Batenschaft willen das Buch nicht, auch wenn man der Meinung ist, daß sein wissenschaftlicher Wert gering ist. Vielleicht wirkt es politisch, heute, wo die Tendenz nicht nur „den Dichter adelt“, sondern auch jegliche Drucksache brauchbar macht, sofern es nur die richtige Tendenz ist, heute, wo die Niedergewingung eines Staates oder Volkes regelmäßig mit einem Verunglimpfungsfeldzug beginnt, wofür als erstes großes Beispiel die Verleumdung der Deutschen vor und in den Weltkriegsjahren klassisch bleibt.

Stedings Buch befaßt sich mit den „Unrainern“ des Reiches und meint damit die skandinavischen Staaten, Holland, die Schweiz, auch die Balten und Österreich, summa: die germanischen Kleinstaaten. Er behandelt sie alle als Reichsfeinde und sucht ihre gesamten Kulturzustände und Kulturerzeugnisse als Entartungerscheinung „wissenschaftlich“ darzustellen und aus ihrer Ablehnung des Reiches zu erklären. Er verfährt dabei mit einer bedenklichen — von Gründlichkeit kann man da nicht sprechen — Vollständigkeit, trägt einen ungeheuren Stoff zusammen, verarbeitet ihn aber nicht, sondern behauptet nur immer wieder mit schließlich langweilig werdender Beharrlichkeit, daß es mit all diesem Kulturplunder dasselbe sei, d. h. gar nichts sei. Er begeht den kindlichen Irrtum, alle möglichen Dinge, für wesensgleich oder wesensverwandt zu halten aus keinem andern Grund als weil sie ihm verhaft sind. Man kennt das aus Parteihader und Preßpolemiken, hat es aber vor Christoph Steding nicht als Wissenschaft ausgegeben. Die Ode des Buches wird um etwas gemildert dadurch, daß der Verfasser immerhin etwas wie Stufen der Verworenheit kennt; uns Schweizer überschüttet er mit den ärgsten seiner Vorwürfe, wobei wiederum Basel, der Geist Basels, das meiste abkriegt. Der Niedergang Deutschlands ist wesentlich „Verschweizerung“,

Verbaßierung; diese Verschweizerung vollzog sich unter Wilhelm dem Zweiten und vollendete sich unter Stresemann. All das wird behauptet und wieder behauptet; irgendwie erläutert, verständlich gemacht oder erwiesen wird es nicht. Basel ist der Höhepunkt der Entartung, die Stadt der Neutralität, der Abweichung, der Innerlichkeit, der Barbarei, des sich vorbereitenden Bolschewismus und Nihilismus. Der Verfasser geizt nicht mit Auskünften darüber, was alles er in seine Anklagen einschließt, sein Buch wimmelt von Namen, wobei er immer die zugezogenen Einwohner mit den Eingeborenen zusammenfaßt, denn wo einer hinzieht, da hat es ihn eben aus guten Gründen hingezogen. Um bei Basel zu bleiben: Steding wirft alles zusammen in einen Topf: Isaac Iselin, Bachofen, Jacob Burckhardt, den Rechtshistoriker Andreas Heusler samt seinem Vater dem Rats-herrn, die Theologen Binet, Overbeck, Hagenbach und De Wette, den Psychologen Jung, den Zoologen Rütimeyer, den Chemiker Schönbein, Peter Merian, Nietzsche, Carl Albrecht Bernoulli, und gipfelt dann im Abscheu vor dem letzten und schlimmsten aller Basler, unserm Zeitgenossen Karl Barth. Sie alle beweisen die Verwandtschaft Basels mit andern Stätten ähnlichen Unfugs, mit Amsterdam, Kopenhagen, mit dem Genf des Böllerbundes, das hinwiederum ein Ableger Soviетrußlands ist, und es kann nicht fehlen, daß außer den Beziehungen Basels zu Wien (von denen vor dem Forscher Christoph Steding niemand etwas gewußt und in Basel selbst niemand Kunde hat) auch die Wesensverwandtschaft dieser Stadt und der Schweiz überhaupt mit dem Judentum eine bewiesene Sache ist. Das alles sind die Feinde der europäischen Ordnung, die Steding „das Reich“ nennt, wobei bald an den heutigen deutschen Staat, bald an das alte römisch-deutsche Reich, bald an sonst etwas, oft halb oder ganz Mythisches, gedacht ist. Alle die bekämpften „Neutralen“ (dieses Wort wird für Steding zum Schimpfwort), denen es gelungen war, das Reich geistig zu schwächen und zu verderben, werden nun aber überwunden durch die neu aufgerichtete „Ordnung“, durch die zweimalige „Tat“: die Bismarcks und die Hitlers. Für die Begriffswelt Stedings ist bezeichnend, daß er die Überwindung Dänemarks vom Jahr 1864 eine „Widerlegung“ nennt, und noch schöner: die Psychologie Freuds ist „widerlegt“ dadurch, daß die Juden „zur Emigration gezwungen“, oder „schnellstens zum Nervenzusammenbruch oder Selbstmord“ getrieben werden. „Der Sieg dieser Kräfte 1933 ist die reale Widerlegung Freuds, wie er sich später auch einmal als die Widerlegung und objektive Überwindung Bachofenschen (!) und Carl Gustav Jung'schen Geistes erweisen wird“ — alles das in Sperrdruck. So hat ja seinerzeit ein Chalif die ganze Kultur- und Ideenwelt des Altertums „widerlegt“, indem er die Bibliothek in Alexandria in Brand stellte, nicht wahr?

Stil und Darstellung zeigen keinen hohen Stand. Allerhand Mätzchen und Geschmacklosigkeiten stoßen ab. Was soll der Hinweis darauf, daß sowohl die Theologie Karl Barths wie die „Bank für internationale Zahlungen“ ihren Sitz in Basel habe? Wie soll man es beurteilen, daß der angebliche Materialismus der Basler Geisteskultur durch die Schreibung Materialismus mit Anspielung auf Bachofens Mutterrecht zu belegen versucht wird? Was sagen uns Wortzerlegungen wie Ver-Brecher, Maßstab und andere?

Genug der Abwehr. Weil es um unsere eigene Sache geht, mußte über Stedings Buch geschrieben werden; es zu lesen werden nicht viele für lohnend erachten.

Eduard Bloch.

Deutsche militärische Bücher.

Noch stehen wir den Ereignissen in Deutschland nach dem Weltkriege zu nahe, um uns ein in allen Teilen zutreffendes Bild von ihnen machen zu können. Dem Schrifttum mangelt es weitgehend an der erforderlichen Objektivität. Es blieb einem Franzosen vorbehalten, das bisher zuverlässigste Werk über die militärische Entwicklung in Deutschland vorzulegen: J. Benoist-Méchin: *Geschichte des deutschen Heeres seit dem Waffenstillstand (1918—1938)*. Der erste Band: *Vom Kaiserheer zur Reichswehr* liegt bereits in deutscher Übersetzung vor (Dietrich Reimers Verlag, Berlin, 1939). In den innerpolitischen Wirren der ersten Nachkriegszeit bildete sich aus dem Kern des Kaiserheeres bereits etwas, das trotz aller Hemm-

nisse den Reim zu einer neuen deutschen Armee in sich trug. Durch den Waffenstillstand, der im Juni 1919 unterzeichnet wurde und durch den Friedensvertrag zu Versailles ist diese beginnende Entwicklung unterbrochen worden. Der Verfasser versucht den deutschen Verhältnissen gerecht zu werden, wenn er auch vieles selbstverständlich als Franzose sieht, als Franzose allerdings, der deutschem Soldatentum große Hochachtung entgegen bringt. Trotz objektiver Schilderung ist die Lektüre außerordentlich packend, und mit Interesse sieht man dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, welcher die nicht weniger bedeutungsvolle Zeit behandelt, in deren Mittelpunkt die überragende Persönlichkeit von Seeckt's steht.

Kürzlich ist an dieser Stelle auf die Biographie von Seeckt's von Schmidt-Pauli hingewiesen worden. Nun ist ein neues ausschlußreiches Buch erschienen, das die persönlichen Auszeichnungen des Generalobersten zur Grundlage nimmt: **Hans von Seeckt: Aus meinem Leben (1866—1917)**, herausgegeben von Generallt. Dr. von Rabenau (v. Hase & Koehler Verlag, Leipzig, 1938). Das Werk schließt allerdings mit dem Jahre 1917 ab und befaßt sich in erster Linie mit der Tätigkeit von Seeckt's in verschiedenen Stellungen während des Weltkrieges. Aber dennoch trägt es Vieles bei zum Verständnis dieses großen Soldaten und Schöpfers der Reichswehr. Wertvoll sind vor allem die vielen Briefe, die in dem vorliegenden Buche erstmals veröffentlicht werden.

Außerordentlich zahlreich waren die militärischen Probleme, die sich zur Zeit der Schaffung der Reichswehr in Deutschland stellten und die irgendwie gelöst werden mußten. Da in Versailles Deutschland die militärische Praxis verboten worden war, setzte umso intensivere geistige Arbeit ein. Diese war nicht nur auf die Gegenwart gerichtet, sondern sie beschäftigte sich weitgehend mit der Frage, welcher Weg für die Zukunft einzuschlagen sei. In diesem Zusammenhange sollen hier drei besonders ausschlußreiche Arbeiten Erwähnung finden, die alle im Verlage Juncker & Dünnhaupt in Berlin erschienen sind: **Karl Haushofer: Wehrgeopolitik** (1934) gibt die geographischen Grundlagen einer Wehrkunde. **Albert Grabau: Das Festungsproblem in Deutschland und seine Auswirkung auf die strategische Lage von 1870—1914** (1935) behandelt zwar in erster Linie die Verhältnisse vor dem Kriege, woraus sich aber für die Gegenwart viel Interessantes ableiten läßt. Bezeichnend für das Denken in Deutschland während der Nachkriegszeit ist die Schrift: **Günther Ridolaus: Die Milizfrage in Deutschland von 1848—1933** (1933). Daß darin recht oft Hinweise auf unsere Verhältnisse zu finden sind, erscheint verständlich. Einzelne kritische Bemerkungen beruhen vielleicht auf etwas unrichtiger Betrachtungsweise, geben uns aber trotzdem Anregung, dies und jenes von neuem zu überdenken; denn bei allem Selbstbewußtsein stellt sich doch immer wieder die Frage, wie unsere Miliz wohl einem Ernstfalle gewachsen sein würde.

Im gleichen Verlage ist kürzlich (1939) **Die Geschichte des deutschen Unteroffiziers** von Freiherr v. Ledebur, herausgegeben vom Reichstreubund ehemaliger Befrüssunteroffiziere, als umfangreiches 1200 Seiten umfassendes Werk erschienen. Der deutsche Unteroffizier war sozusagen seit Jahrhunderten ein Begriff und ist es bis in die neueste Zeit hinein geblieben. So ist seine Geschichte ausschlußreich nicht nur zur Beurteilung des Weltkrieges, sondern auch der Nachkriegsjahre und vor allem des Überganges zum neuen großen deutschen Heere.

Die oben erwähnte militärwissenschaftliche Arbeit, die nach dem Weltkriege in Deutschland in besonderem Maße einsetzte, hatte mit die Grundlagen geschaffen, auf welchen innert kürzester Zeit ein neues Volksheer aufgebaut werden konnte. Die theoretischen Erkenntnisse gaben die Richtlinien für zielsichere Entwicklung nicht nur in organisatorischer, sondern auch in taktischer und strategischer Hinsicht. Wie sehr man sich vor allem um die Lösung der Probleme des Zukunftskrieges bemühte, zeigt unter anderem eine lehrreiche Studie: Generallt. Erfurth: **Die Überraschung im Kriege**. (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1938), die zuerst als Aufsatz in der vom Oberkommando des Heeres herausgegebenen militärwissenschaftlichen Rundschau erschienen ist. Erfurth zeigt, welch große Bedeutung der Überraschung im Kriege zukommt, wie sie immer anzustreben ist und schließlich, wie sie sich auch unter neuzeitlichen Verhältnissen, trotz gegenteiliger Behauptungen, tatsächlich verwirklichen läßt. Was könnte die Richtigkeit dieser Darlegungen besser beweisen, als die Geschichte Europas der letzten Jahre?

Gustav Däniker.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Abelmann, Paula:** Das Mieder in der Volkstracht des Oberrheins. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1939. 82 Seiten und 32 Kunstdrucktafeln, Preis M. 3.80.
- Alpert, H.:** Emile Durkheim and his sociology. Verlag Columbia University Press, New York 1939. 233 Seiten.
- Aschner, Bernhard:** Der Arzt als Schicksal. Wohin führt die Medizin? Albert Müller Verlag, Zürich 1939. 235 Seiten, Preis Fr. 10.—.
- Bach, Adolf:** Briefe der Frau Rat Goethe. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 94 Seiten.
- Bauhofer, Oskar:** Eidgenossenschaft. Selbstbehauptung und Bewährung. Verlag Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln 1939. 250 Seiten und 12 Bildtafeln, Preis Fr. 11.30.
- Beatty, R. C.:** Lord Macaulay. Verlag University of Oklahoma Press, 1938. 387 Seiten.
- Bed, Józef:** Beiträge zur europäischen Politik. Reden, Erklärungen, Interviews 1932—1939. Essener Verlagsanstalt, Essen 1939. 528 Seiten.
- Bergengruen, Werner:** Der Großtyrann und das Gericht. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 1935. 304 Seiten, Preis M. 5.80.
- von Borsig, Arnold:** Die Toskana. Landschaft, Kunst und Leben im Bild. Einleitung und Erläuterungen von Ranuccio Bianchi-Bandinelli. Verlag Anton Schroll & Co., Wien 1939, Preis M. 18.—.
- Bovet, Th.:** Not und Liebe in der Ehe. Rascher Verlag, Zürich 1939. 30 Seiten.
- Bugnet, Charles:** Drei Diktaturen. Der Kampf um die Kriegsführung in Frankreich 1914—1918. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin 1938. 376 Seiten.
- Mac Callum, T. W.:** Englisch perfekt! Rascher Verlag, Zürich 1938. 194 Seiten.
- Caviezel, Winzenz:** Der schweizerische Knigge. Ein Brevier für zeitgemäße Umgangssformen. Verlag Guggenbühl & Huber, Zürich 1938. 143 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Cézanne, Paul:** Briefe. Autorisierte Übertragung aus dem Französischen. Einleitender Teil von Gotthard Jedlicka. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach 1939. 364 Seiten mit 52 Abbildungen, Preis Fr. 8.50.
- Claes, Ernest:** Donkelhof und Waschinghaus. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 335 Seiten.
- de Coster, Charles:** Die Hochzeitsreise. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 278 Seiten.
- Cronin, A. J.:** Die Zitadelle. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin 1938. 485 S.
- Demedts, André:** Das Leben treibt. Roman. Verlag Die Rabenpresse, Berlin 1939. 349 Seiten.
- von Ebner-Eschenbach, Marie:** Aphorismen. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 62 Seiten.
- Endres, Franz Carl:** Das Leben soll Liebe sein. Vier Vorträge am Schweizer Landessender. Verlag Braus-Riggenbach, Basel 1939. 48 Seiten.
- Ernst, Fritz:** Helvetia Mediatrix. Schriften der Corona XXIII. Verlag R. Oldenbourg, München 1 1939. 30 Seiten, Preis M. 1.—.
- Fischer, Marcel:** Zürcher Landschaften in der Malerei. Kommissionsverlag Buchhandlung Bodmer, Stadelhoferstr. 34, Zürich 1939. 38 Seiten und 22 Abbildungen, Preis Fr. 2.—.
- Fox, William und Gerahy, Cecil:** Die spanische Arena. Geleitwort von Generalmajor J. J. C. Fuller. Rowohlt Verlag, Stuttgart 1939. 465 Seiten mit 18 Abbildungen und vielen Karten, Preis M. 6.—.
- Fritsche, Herbert:** Pan vor den Toren. Verlag Die Rabenpresse, Berlin 1938. 258 Seiten.

- Gogol, Nicolai:** Tote Seelen oder Tschitschikoffs Abenteuer. Ein Poem. Übersetzt von Sigismund von Radeck. Rowohlt Verlag, Berlin 1939. 389 Seiten mit 100 Zeichnungen.
- Halbach, Herbert:** Franzosentum und Deutschtum in höfischer Dichtung des Stauferzeitalters. Juncker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1939. 196 Seiten, Preis M. 8.50.
- von Handel-Mazzetti, Enrica:** Graf Reichard. Der Held vom Eisernen Tor. Roman aus dem Siegesjahr 1691. Verlag Kösel-Pustet, München 1939. 379 Seiten, Preis M. 5.20.
- Häusler, Regina:** Das Bild Italiens in der deutschen Romantik. Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 141 Seiten, Preis Fr. 5.—.
- Henning-Thies:** Völkerringen im Ostseeraum. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 143 Seiten, Preis M. 2.85.
- Heroisches Italien.** 38 Landschaftsdarstellungen nach Contaxaufnahmen und einer Einleitung von Paul Schulze-Naumburg. Verlag F. Bruckmann, München 1938, Preis M. 7.50.
- Hoffmann, Hans:** Hochrenaissance, Manierismus, Frühbarock. Die italienische Kunst des 16. Jahrhunderts. Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1939. 188 Seiten mit 111 Abbildungen, Preis Fr. 14.—.
- Hoffmann-Harnisch, Wolfgang:** Brasilien. Bildnis eines tropischen Großreiches. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 1938. 465 Seiten mit 32 Bildtafeln und 3 Karten, Preis M. 6.80.
- Kolbenheyer, E. G.:** Das gottgelobte Herz. Roman aus der Zeit der deutschen Mystik. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München 1938. 537 Seiten, Preis M. 7.50.
- Kühne, Lothar:** Das Kolonialverbrechen von Versailles. Steirische Verlagsanstalt, Graz 1939. 136 Seiten, Preis M. 2.20.
- Lang, Paul:** Balladenbuch für Schweizer Schulen. Verlag Helbling & Lichtenhahn, Basel 1939. 148 Seiten, Preis Fr. 2.90.
- Laski, Harold J.:** Parliamentary Government in England. A Commentary. George Allen and Unwin Ltd. Verlag, Ruskin House, 40, Museum Street, London WC 1 1938. 453 Seiten, Preis 12 Sh. 6 d.
- Lauber, Cécile:** Stumme Natur. Roman. S. Fischer Verlag, Jena 1939. 279 S.
- Lavaters Jugend.** Von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Pfarr. Dr. D. Farner. Zwingli Verlag, Zürich 1939. 95 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Marti, Ernst Otto:** Menschen am Berge. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1939. 346 Seiten, Preis M. 4.80.
- Möller, Hanns:** Fritz von Below, General der Infanterie. Ein Lebensbild. Verlag Bernard & Graefe, Berlin SW 68 1939. 70 Seiten, Preis M. 3.—.
- Moeller, Richard:** Von Kuruk bis Stalin. Wesen und Werden Russlands. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 379 Seiten mit 37 Bildern und 4 Karten, Preis M. 8.50.
- Morse, J. A.:** Jedidiah Morse; a Champion of New England Orthodoxy. Verlag Columbia University Press, New York 1939. 180 Seiten.
- Rußberger, Max:** Die künstlerische Phantasie in der Formgebung der Dichtkunst, Malerei und Musik. Verlag F. Bruckmann A.-G., München 1935. 464 S. und 32 Kunstdrucktafeln.
- Petersen, Julius:** Die Wissenschaft von der Dichtung. System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft. Band 1: Werk und Dichter. Juncker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1939. 516 Seiten, Preis M. 16.—.
- Politi, Francesco:** Italienisch lernen eine Freude. Kascher Verlag, Zürich 1938. 220 Seiten.
- Rasch, Wolfdietrich:** Herder. Sein Leben und Werk im Umriß. Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1938. 171 Seiten, Preis M. 2.80.

- Rosenhaupt, Wilhelm:** Der deutsche Dichter um die Jahrhundertwende und seine Abtgelöstheit von der Gesellschaft. Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 287 Seiten, Preis Fr. 9.—.
- Sallust:** Das Jahrhundert der Revolution. Überetzt und eingeleitet von Heinrich Weinstock. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1939. 231 Seiten.
- Savadjian, Léon:** Bibliographie Balkanique 1938. Société Générale d'Imprimerie et d'Édition, 71 Rue de Rennes, Paris 1939. 176 Seiten.
- Schempp, Otto:** Der neutrale Westen. Schweiz, Luxemburg, Belgien und Holland. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 134 Seiten, Preis M. 2.85.
- Schering, Walther Malmsten:** Wehrphilosophie. Wehr und Wissenschaft Band 5. Johann Ambrosius Barth Verlag, Leipzig 1939. 422 Seiten, Preis M. 17.50.
- Scherle, Felix und Balthum, Ursula:** Bibliographie der geistigen Kriegsführung. Verlag Bernard & Graefe, Berlin SW 68 1938. 98 Seiten, Preis M. 2.20.
- Schneeberger, Ernst:** Die Lohnzahlung während des Militärdienstes des Dienstpflichtigen. Verlag Stämpfli & Cie., Bern 1938. 88 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Schubart, Walter:** Dostojewski und Nietzsche. Symbolik ihres Lebens. Vita Nova Verlag, Luzern 1939. 117 Seiten.
- Sealsfield, Charles (Karl Anton Postl):** Das Kajütenbuch. Roman. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 504 Seiten.
- Seligo, Irene:** Zwischen Traum und Tat. Englische Profile. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1938. 462 Seiten und 12 Bildtafeln, Preis M. 7.50.
- Strenwels, Stijn:** Die große Brücke. Roman. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1939. 271 Seiten.
- Vischer, Melchior:** Münnich. Feldherr, Ingenieur, Hochverräter. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1938. 576 Seiten und 12 Bildtafeln, Preis M. 12.—.
- Wehrli, René:** Eichendorffs Erlebnis und Gestaltung der Sinnenwelt. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld 1938. 279 Seiten, Preis Fr. 9.50.
- Weinhold, Karl:** Altnordisches Leben. Bearbeitet und herausgegeben von Georg Siefert. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1938. 390 S., Preis M. 4.25.
- Whitman, Walt:** Leaves of Grass. Neudruck der Erstausgabe. Verlag Columbia Universith Preß, New York 1939. 95 Seiten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Verband: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.



„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

Versicherungen:

Unfall, Haftpflicht

Kasko, Baugarantie

Einbruch - Diebstahl